Härtter, M. H.
Trans. Africa - West
Togoland
No. 4763
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
FEB 1914

Bremer Missions-Schriften Nr. 28.

Soll's uns hart ergehn.

Erlebnisse einer Missionarsfrau im Ewelande.

Erzählt von

Frau Missionar Helene Härtter.

Vierte Auflage.

Bremen 1913.
Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

A. Guthe, Bremen.

Preis 10 Pf.

Das Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft

sei jedem Empfänger dieses Büchleins aufs herzlichste empfohlen. Das reich illustrierte Blatt berichtet von der Arbeit dieser Gesellschaft in Deutsch-Togo-Land an der Sklavenküste in Afrika und bringt außerdem Mitteilungen über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission.

Für die Jugend ist der

Missions-Kinderfreund

bestimmt, der sich bei dem billigen Preise, das illustrierte Blatt kostet einen Pfennig, namentlich zur Massenverbreitung in Kindergottesdiensten, Schulen und unter Konfirmanden eignet.

Die Blätter erscheinen monatlich und werden am besten bei der **Norddeutschen Missions-Gesellschaft, Bremen, Wandrahm 7,** bestellt, können aber auch durch die Post oder den Buchhandel (H. G. Wallmann-Leipzig) bezogen werden. Der jährliche Bezugspreis beträgt bei portofreier Zusendung in Bremen 1 ℳ, in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1.20 ℳ, im Ausland 1.50 ℳ. Mit Missions-Kinderfreund als Beilage jährlich 12 Pf. mehr.

Ungekannt ist ungeliebt! Darum sollte jeder, der ein Freund der Norddeutschen Mission ist oder werden will, zu den Lesern dieser Blätter gehören. Probeblätter stehen jederzeit portofrei zur Verfügung.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!

Was tust du, um deiner Missionspflicht zu genügen? Das ist eine ernste Frage! Wer keinen größeren jährlichen Beitrag geben kann, aber wenigstens etwas mithelfen möchte am großen Werke der Mission, der sei herzlich gebeten, Mitglied unserer

Pfennig-Sammlung

zu werden. Mitglied ist jeder, der wöchentlich 5 Pf. der Mission schenkt. Sein Beitrag wird vierteljährlich von einem Sammler oder einer Sammlerin abgeholt, die von dem Missionshaus in Bremen ein Sammelbuch erhalten und 12 Geber zu gewinnen suchen. Ein Sammler trägt die Gaben in das Buch ein und liefert dieselben an einen Einnehmer oder an die Norddeutsche Missions-Gesellschaft in Bremen ab. Jedes Mitglied der Groten-Kollekte erhält vierteljährlich unentgeltlich das illustrierte **„Quartalblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft."** Willst nicht auch du, lieber Leser, die Kollektenregel Pauli 1. Kor. 16, 2 für die Mission befolgen: „Auf jeglichen ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt?"

Hast du schon eine

Freudenbüchse für die Norddeutsche Mission

in deinem Hause?

Bremer Missions-Schriften Nr. 28.

Soll's uns hart ergehn.

Erlebnisse einer Missionarsfrau im Ewelande.

Erzählt von

Frau Missionar Helene Härtter.

Vierte Auflage.

Bremen 1913.

Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Vorwort.

Zum vierten Mal geht dieses Heftchen aus, nachdem es erst 1910 in einer Auflage von 3000 Exemplaren neu erschienen war. Es läßt uns hineinschauen in unsagbar tiefes Leid. Wir ahnen etwas von den schweren Opfern, die unsere Missionare und ihre Frauen mit stillem, großem Heldenmute bringen. Möchte die Erinnerung daran stets das Band der Gemeinschaft stärken zwischen denen, die draußen stehen „und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen," und uns daheim. Möchte das Vorbild ihrer Opfer in uns den Opfersinn wecken, der bereit ist, seinem Herrn alles darzubringen.

Soll's uns hart ergehn.

Erlebnisse einer Missionarsfrau im Ewelande.

Erzählt von Frau Missionar Helene Härtter.

I.

Als ich im Herbst 1893 mich bereit machte, hinauszuziehen nach Afrika an die Seite meines lieben Verlobten, und Abschied nahm von allen denen, die meinem Herzen teuer waren, da wurde der Wunsch geäußert, ich möchte doch, da ja niemand von meinen Lieben daheim bei unserer Hochzeit anwesend sein konnte, einmal im Brautschmuck vor ihnen erscheinen. Natürlich erfüllte ich diese Bitte gern. Als ich nun, bewegten Herzens, in einfachem, weißem Kleide, mit Kranz und Schleier geschmückt, ins Wohnzimmer trat, da stimmten die dort Versammelten das schöne Lied an: „Jesu, geh' voran auf der Lebensbahn!"

Als der erste Vers verklungen war, blickte meine Schwester, die das Harmonium spielte, fragend zum Mütterlein hinüber, ob man auch den zweiten Vers singen oder ihn lieber weglassen solle. Als aber die Mutter zustimmend nickte, sangen wir weiter:

„Soll's uns hart ergehn,
Laß uns feste stehn
Und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen;
Denn durch Trübsal hier
Geht der Weg zu dir!"

Wir alle waren tief bewegt, und bei dem herzlichen, innigen Gebete, das nun unser lieber Nachbar, Herr Pfarrer L., sprach, floß manche Träne. Wir wußten, daß in Afrika noch mehr als daheim das Wort zutreffe: „Denn durch Trübsal hier geht der Weg zu dir!"

Wohl jeder Europäer, der hinauszieht in den dunkeln Erdteil, ist sich bewußt, daß er ins Todesland geht und daß sein Aufenthalt in demselben vielleicht nur nach Monaten, im günstigsten Falle nach Jahren, und nur in Ausnahmefällen nach Jahrzehnten zählt. Das äußert sich natürlich bei verschiedenen Leuten auch verschieden. Leichtsinnige Menschen, die ihr Leben genießen wollen und vorgeben, daß mit dem Tode alles aus sei, stürzen

sich noch mehr als in Europa hinein in die Lust dieser Welt nach dem Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Aber Christen, die wissen, daß sie Rechenschaft geben müssen von ihrem Tun und Lassen, werden noch mehr als in Europa darauf achten, daß sie vorsichtiglich wandeln, damit sie bereit sind, wenn sie der Herr abruft. Und wenn sie es für kurze Zeit vergessen sollten, dann fehlt es in Afrika ja leider nicht an erschütternden Beispielen, die ihnen das Wort: „Wachet, denn der Herr kommt!“ ins Gedächtnis zurückrufen.

Wir waren erst sechs Wochen verheiratet und in der Küstenstadt Keta stationiert, da wurde mein lieber Mann gebeten, die Grabrede zu halten für eine an Bord eines englischen Schiffes verstorbene Engländerin. Da wir selbst ja erst so kurze Zeit zusammen in Afrika arbeiten und unser junges Glück im fremden Lande miteinander genießen durften, erschütterte es uns natürlich um so mehr, als wir hörten, daß die erst 24 Jahre zählende Dame, die Gattin eines hochgestellten englischen Beamten in Lagos, den Tag zuvor, nach dreitägigem Fieber, krank an Bord gebracht worden war, um mit ihrem Manne so schnell als möglich die Heimat zu erreichen. Welch ergreifender Abschied mag es gewesen sein, als nun in der ersten Nacht der Todesengel anklopfte und die Gatten voneinander riß! Als der junge Witwer etwa ein Jahr später auf seinen Posten zurückkehrte, da brachte er einen prächtigen Grabstein und viele schöne künstliche Blumen mit, um sein Grab in Keta zu schmücken, und die Inschrift: „Hier ruht mein geliebtes Weib“ ließ es uns ahnen, was sein Herz empfand.

Neun Tage nach dem Begräbnis jener englischen Dame saßen wir beim Tee mit den Geschwistern auf unsrer Veranda zusammen und freuten uns, daß alle vollzählig hatten erscheinen können; nur Schwester Luise war still und in sich gekehrt, und auf die Frage, ob sie sich nicht wohl fühle, antwortete sie ausweichend. Aber wie erschraken wir, als am andern Morgen die Nachricht zu uns drang, Schwester Luise liege an einem schweren Gallenfieber darnieder und müsse auf Rat des Arztes, so bald sie reisen könne, in die Heimat zurückkehren. Und wie betrübt war die liebe Kranke selbst, als man ihr nach etlichen Tagen diesen Beschluß mitteilte! Natürlich verhehlte sie sich nicht, daß diese Möglichkeit vielleicht überhaupt nicht mehr vorhanden sei, denn ein Gallenfieber kann in wenigen Tagen den Tod herbeiführen. Darum dankten wir auch von ganzem Herzen dem lieben Gott, als ein heimkehrender Dampfer vor Keta lag, und der Kapitän sich bereit erklärte, die liebe Kranke mitzunehmen. Und groß war unsere Freude, als wir nach etlichen Wochen die Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft in der Heimat erhielten.

Kaum hatten wir uns von der Angst erholt, die immer im Gefolge einer solch todbringenden Krankheit ist, da wurden wir eines Morgens von einer andern Nachricht erschreckt. Ein Dieb war, während wir im Schwesternhause in der Gebetsstunde waren, im Missionshause eingebrochen und hatte 400 Mark mitgenommen. Alle Bemühungen, den Dieb ausfindig zu machen, blieben erfolglos, und heute noch liegt geheimnisvolles Dunkel auf jenem Diebstahl.

Natürlich folgten auch wieder liebliche Tage auf solche Zeiten, so z. B. die Hochzeit eines jungen Kaufmanns aus Anecho; doch auch diesem Freudentag war ein afrikanischer Stempel aufgedrückt. Der Bräutigam war nach Keta gekommen, um seine Braut zu erwarten. Hier empfing er die Nachricht, daß der Dampfer, auf dem sich seine Braut, sowie unser Bruder Beck und mehrere Basler Missionsgeschwister befanden, untergegangen, aber alle Passagiere gerettet worden seien. Die Reisenden, die mit etlichen Tagen Verspätung auf einem anderen Dampfer in Keta ankamen, waren aber, obwohl sie Hab und Gut hatten in den Wellen begraben müssen, ganz getrost und vergnügt; denn alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Aber für die junge Braut war es doch etwas peinlich, nichts mehr zu haben, als was sie auf dem Leibe trug, ein Kleid im Koffer und etliche wenige Leibwäsche, die sie sich schon unterwegs hatte borgen müssen. Ungeschickterweise war durch die Verspätung auch der Termin schon abgelaufen, in welchem, nach englischem Gesetz, die Trauung stattfinden mußte. So war denn die Braut gezwungen, sich noch am Tage ihrer Ankunft im Reisekleid vor dem englischen Beamten trauen zu lassen. Die kirchliche Trauung sollte am folgenden Tage stattfinden, und da wir hörten, daß auch der Hochzeitsschmuck mit untergegangen war, boten wir von unseren Sachen an, was nötig war. Eine Kaufmannsfrau in Keta gab ihr weißes Kleid, ich meinen Kranz und Schleier, die Schwestern halfen mit Weißzeug aus, und so hatten wir dann auch die Freude, das Pärchen an seinem Ehrentage hochzeitlich geschmückt zu sehen, und mein Kränzchen und Schleier waren in einem Vierteljahr zum zweitenmal vor dem Traualtar erschienen.

Am 18. Februar 1894 erhielten wir von Amedzowe die traurige Kunde, daß der Herr den lieben Bruder Bavendamm an seinem Geburtstag abgerufen habe aus der Arbeit zur himmlischen Ruhe. Noch sehe ich unsern lieben Bruder Schneider auf der Veranda stehen, als man ihm die Todesbotschaft mitteilte, wie er todesbleich und tiefbewegt in die Worte ausbrach: „Ach, mein Reisegefährte schon nicht mehr hienieden!“ nicht ahnend, daß er der Nächste sein werde, dessen Todesnachricht in die Heimat gemeldet werden müsse.

Bruder Schneider war unser Haus- und Tischgenosse, und wir hatten in der Zeit unseres Zusammenlebens ihn liebgewonnen wie einen leiblichen Bruder. Er hatte sich auch schon die Liebe des Volkes zu erringen gewußt, und da er auch die Sprache leicht lernte, versprach er eine tüchtige Hilfe in der Arbeit zu werden. Da nahm ihn der Herr hinweg. Wir legten uns zu gleicher Zeit; Bruder Schneider an Fieber und Kopfweh, ich an Dysenterie, und schon nach fünf Tagen trug man ihn hinaus den letzten Erdenweg. — Wie tief solche Ereignisse in Herz und Leben einschneiden, ahnt man in der Heimat nicht, wo man oft mit Menschen unter einem Dache wohnt und sie doch nur dem Namen nach kennt. Hier aber ist man im Leben und Sterben auf seine Hausgenossen angewiesen, und das Zusammenleben gleicht dem Leben in einer großen Familie. Der englische Arzt, den man für Bruder Schneider hatte holen müssen, kam, da er nun schon im Hause war, auch zu mir und nahm den Fall, der sich schon durch Wochen hinzog, ernster, als wir dachten. Er sagte, wir müßten, sobald ich reisen könne, zur Erholung auf die Berge gehen, und wenn dies mir nicht zur Genesung helfe, dann müsse ich nach Europa zurückkehren. Das war eine niederschmetternde Nachricht für mich! Ich war ja erst ein halbes Jahr im Lande und hatte, da ich die Sprache des Volkes erst lernen mußte, nur wenig tun können von direkter Missionsarbeit, und darum traf mich das Wort „Heimkehr" wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Doch, Gott sei Dank, wir fanden auf der Basler Bergstation Aburi die gewünschte Erholung und konnten nach sechswöchentlichem Aufenthalt daselbst wieder an unsre Arbeit zurückkehren. Aber wie verändert fanden wir unser liebes Keta! Von sieben Geschwistern, die uns bei unserer Abreise zum Strande begleitet hatten, trafen wir nur noch drei an, die andern hatten, zum Teil todkrank, in die Heimat zurückkehren müssen. Da galt es nun, die liegen gebliebene Arbeit mit der neuen zu übernehmen und alle Kräfte anzustrengen, um das, was die doppelte Zahl von Geschwistern hätte ausführen sollen, nun mit der Hälfte Leute zu tun. Doch der Herr gab zur Aufgabe auch die Kraft und bewahrte uns vor neuer Krankheit, so daß alles getan werden konnte, was geschehen mußte, bis Verstärkung kam.

Zu unserer großen Freude schenkte uns der liebe Gott ein Töchterlein, das lieblich gedieh und sich bald die Liebe von Schwarz und Weiß erworben hatte. Besonders für die Kinder war es ein steter Grund, ins Missionshaus zu kommen, um, wie sie sagten, mit unserer kleinen Elisabeth Freundschaft zu schließen. Selbst größere Knaben, die in dem Alter standen, in dem europäischen Jungen kleine Kinder als das unnötigste Ding

von der Welt erscheinen, kamen und guckten sich die kleine Europäerin an, und wenn sie sich unbeobachtet glaubten, liebkosten sie dieselbe wohl auch. Einmal sogar bat mich ein junger Mann, als ich mit der Kleinen am Strande spazieren ging, sie auch auf den Arm nehmen zu dürfen, aber es wurde mir ganz unheimlich zumute, als er in wilden Sprüngen mit ihr herumtanzte und sie dabei ans Herz drückte und sie küßte mit dem Ausruf: „Enyota, enyota, d. h. o wie schön, wie schön!" Ich stand daneben wie eine Gluckhenne, deren Entenküchlein ins Wasser gegangen sind und die ihnen nun nicht folgen kann, denn meine zaghaften Einwürfe, seine Liebkosungen seien zu stark, wurden gänzlich überhört, und ich mußte geduldig warten, bis er mir mein Töchterlein zurückgab mit der freundlichen Anerkennung: „Enyota, enyota!" Der Jüngling hatte wohl zum erstenmal ein weißes Kind gesehen, und darum war er so überschwänglich in seiner Freude. Auch die Liebe und Anhänglichkeit der Mädchen, die bei uns im Hause waren, zeigte sich noch mehr als vorher, als die Kleine da war. Einmal hatten wir eine unruhige Nacht, Elisabethchen hatte Fieber und weinte ununterbrochen bis gegen Morgen. Da, etwa um 2 Uhr, hörten wir ein Geräusch auf der Veranda, der Hund sprang bellend auf, und es erfolgte ein unterdrückter Angstschrei. Mein Mann ging, um nachzusehen, und fand unsere beiden Mädchen Marie und Henriette. Er fragte sie, was sie denn in dunkler Nachtstunde auf der Veranda machten; da sagten sie ganz treuherzig: „Wir hörten, daß das Kindchen die ganze Nacht durch weinte, und du und die Aweno haben gewiß noch gar nicht geschlafen, darum sind wir gekommen, um euch abzulösen und die Kleine herumzutragen." Wir waren gerührt von dieser Treue, denn wenn man den tiefen Schlaf eines 15jährigen Negermägdleins kennt, das weder durch Liebe noch durch Ernst oder Lärm zum Aufwachen zu bewegen ist, so schätzt man solche Treue doppelt.

Ein andermal war Elisabeth fast einen ganzen Monat hindurch krank gewesen, und Marie, ihr Kindsmädchen, hatte sehr viel Arbeit mit ihr gehabt; ich wollte ihr darum am Ende des Monats eine Mark mehr Lohn geben als sonst, aber sie nahm es nicht an, sondern sagte abweisend: „Das habe ich dem Kindlein zulieb gerne getan." Rührend war es auch, wie sie mir eines Tages ein schönes europäisches Brot brachte und mir dabei, vor Freude strahlend, erklärte: „Heute ist mein Geburtstag, darum mußt du dich auch mit mir freuen!" Natürlich versäumte ich nicht, ihr auch ein kleines Geburtstagstischlein zu richten.

Fünf Monate hindurch war unsere Kleine lieblich weitergediehen, aber nun bekam sie häufig Fieber, wollte nicht mehr

schlafen und wurde von Tag zu Tag blasser, bis sie endlich, zart und durchsichtig wie Wachs, mehr und mehr einem welken Blümlein glich, das in der Hitze verdorrt. Ich selbst bemerkte dies aber nicht in dem Maße wie die andern Geschwister, und konnte deshalb auch nicht recht verstehen, warum sie öfters vom Heimschicken mit mir sprachen. Als aber nach weiteren zwei Monaten das liebe Kind beinah zitronengelb aussah, da gingen auch mir die Augen auf, und ich sagte mir, daß ich das Opfer bringen müsse, ein sieben Monate altes Kindlein vom Herzen wegzugeben, wenn es überhaupt am Leben bleiben solle, sobald sich eine günstige Reisegelegenheit biete. Diese kam, mir nur allzufrüh. Bruder Schosser, der in die Heimat zurückkehrte, erklärte sich bereit, uns den Liebesdienst zu tun, und als wir hörten, daß drei Missionarsfrauen an Bord des Dampfers sein würden, glaubten wir darin Gottes Willen zu erkennen; denn wir hatten ihn gebeten, daß er die Wege ebne, wenn es sein Wille sei, daß wir unser Kindlein heimschickten. So brachten wir denn mit blutendem Herzen am Morgen des 27. Juli unsern Liebling an Bord des Dampfers „Gertrud Wörmann", und ich machte ihm selbst sein Bettlein in der Kabine zurecht, damit ich doch ein Bild im Gedächtnis hätte von dem Plätzchen, das ihm nun vier Wochen als Aufenthalt dienen sollte. Noch eine halbe Stunde durften wir mit unserem Kinde auf Deck zusammen sein, dann erinnerte uns der Kapitän mit freundlichen Worten daran, daß er weiterfahren müsse. Noch ein langer Kuß auf die klare Stirne, ein Blick in das freundliche Kindesantlitz, ein letztes ans Herz drücken der kleinen Gestalt, und wie im Traum ließ ich mich ins Boot bringen. Sobald wir dort angekommen waren, setzte sich auch schon der Dampfer in Bewegung. Elisabethchen schaute uns auf Bruder Schossers Arm ganz verständnisvoll nach, und ich behielt die kleine Gestalt im roten Kleidchen so lange im Auge, bis sie nur noch einem roten Pünktchen glich, das kleiner und kleiner wurde und allmählich verschwand. — Wie öde und leer kam uns nun unser liebes Heim vor, als wir wieder dahin zurückkehrten und uns nirgends mehr das liebe Stimmlein entgegenjauchzte, nirgends mehr die kleinen Spielsachen zerstreut umherlagen! Nur der Gedanke, es ist des Kindes Wohl, und wir dürfen es, so Gott will, in ein paar Jahren als frisches, blühendes Mägdlein zum zweitenmal aus Gottes Hand empfangen, um dessen Willen wir es heute verlassen, half uns unser Leid tragen.

Da meine Gesundheit durch den herben Abschied und die vielen unruhigen Nächte, die Elisabeths Krankheit verursacht hatte, ziemlich angegriffen war und auch mein lieber Mann öfters Fieber hatte, baten wir um die Erlaubnis, eine Erholungsreise nach Amedzowe machen zu dürfen, um dort neue Kraft zu

weiterer Arbeit zu sammeln. Dies wurde uns gewährt. Wir erreichten nach viertägiger, guter Reise das ersehnte Ziel und fühlten uns bald in der herrlichen Bergluft, im Kreise der lieben Geschwister wohl. Eine ganz besondere Freude war es für uns, dort auch ein liebes Kind, die kleine vier Monate zählende Helene Seeger, unser Patentöchterlein, anzutreffen. Freilich ging mir zuerst ein Stich durchs Herz, als ich das rosige, runde Geschöpfchen sah, das einem holden, eben erst erblühten Rosenknöspleín glich und mir daneben das Bild unseres eignen Kindes vor der Seele stand, wie es siech und matt dahinwelkte. Doch auch diese holde Knospe fing an zu welken, und Frau Seeger sagte, ehe wir andern es glauben konnten, der himmlische Gärtner werde ihr Blümchen wohl in besseres Land verpflanzen wollen. Acht Tage des Leidens nagten wie ein Wurm an diesem jungen Leben, und die Eltern machten sich bereit, dem Herrn das anvertraute Pfand zurückzugeben. Als sich die lieben blauen Aeuglein für dies Leben geschlossen hatten, da hörte man auf der ganzen Station lautes Weinen und sah in aller Augen Tränen; denn auch die Eingeborenen hatten das holde Kind sehr lieb gehabt und mit Wonne das „Amedzowe-Kind" genannt. Am 29. August wurden seine irdischen Ueberreste neben Bruder Schröders und Bruder Bavendamms Grab in die Erde eingesenkt. An den Eltern aber durfte man sehen, daß auch der Schmerz des Christen geheiligt ist durch die Hoffnung, alle vorangegangenen Lieben wiederzufinden in der oberen Heimat. Wir aber dankten aufs neue dem Herrn, der so freundlich Mittel und Wege geschaffen hatte, damit wir unser Töchterlein in die gesunde deutsche Heimat hatten schicken können. Gerade in jenen Tagen, so hatte uns der freundliche Kapitän vorgerechnet, konnte die kleine Reisende am Ziel sein, und wir hofften, sie werde nun bei der lieben Großmutter eingetroffen sein. Doch sie war schon längst an einem noch besseren Plätzchen; sie ruhte schon drei Wochen in des Hirten Arm und Schoß.

Es war am Abend des 7. September. Wir hatten einen kleinen Spaziergang in die Stadt gemacht, in welcher das heidnische Erntedankfest, das Jamsfest, gefeiert wurde. Es war uns wehmütig zumute, als wir die lärmende Menge, zum Teil schon betrunken, in allerlei gliederverrenkenden Tänzen herumhüpfen sahen, und wir dachten an das Wort Mosis: „Dankest du also deinem Gott, du toll und töricht Volk?" Auf dem Heimweg unterhielten wir uns mit Schwester Anna, die ebenfalls zur Erholung in Amedzowe weilte, darüber, wie lange Zeit es wohl noch währen werde, bis unser Ewevolk ein christliches genannt werden könnte, bis all die Tränensaat, die um Afrikas willen schon ausgestreut worden, Früchte tragen, bis man auch hier

im Ewelande ein Erntedankfest feiern werde nach Gottes Herzen. Unterdessen waren wir beim Missionshause angekommen, da wurde mein lieber Mann gebeten, zu Bruder Seeger zu kommen. Schwester Anna und ich gingen aber ahnungslos weiter, bis wir, auf der oberen Veranda angelangt, meinen lieben Mann todesbleich ins Zimmer gehen sahen. Ich eilte ihm nach und fragte ihn, ob er sich nicht wohl fühle. Als ich aber Tränen in seinen Augen bemerkte, da stieg plötzlich eine furchtbare Angst in meinem Herzen auf, und ich konnte nur noch fragen: „Ist der Kleinen etwas zugestoßen?" Er nickte. Wie ein bleierner Nebel umzog es meine Seele, mein Herz drohte zu zerspringen, und ich konnte mich nicht rühren, noch eine Träne weinen. Das war eine dunkle, traurige Stunde, bis wir es glauben konnten, daß Gottes Vaterhand uns solch schweren Weg geführt, bis wir den Brief Bruder Schoffers gelesen hatten, der uns von den letzten Leidenstagen unseres Kindes erzählte. Nur noch acht Tage war es auf der Reise gewesen, dann war es, nach einem herben Todeskampf, angekommen in der himmlischen Heimat. Liebe Hände hatten ihm die müden Augen zugedrückt, als es dieselben für dieses Leben schloß, in dem Augenblick, als der Anker vor Monrovia ausgeworfen wurde, und wir, die Eltern, hatten keine Ahnung davon. Am andern Morgen wurde der kleine, in die deutsche Flagge eingehüllte Sarg in ein Boot heruntergelassen und an Land gebracht. Die Missionsgeschwister, sowie der Kapitän und einige Offiziere begleiteten ihn zum Friedhof in Monrovia. Ein schwarzer, wesleyanischer Bischof, Ferguson, der ebenfalls an Bord war, segnete die Leiche ein und sprach ein Gebet am Grabe, da Bruder Schosser zu bewegt war, um dies selbst tun zu können. Auf ihn wartete ja noch die schwere Aufgabe, die traurige Nachricht uns mitzuteilen.

Zuerst marterte mich der Gedanke, wir hätten das liebe Kind nicht heimschicken sollen; denn dann hätten wir unserm Liebling, auch wenn der Herr das Opfer von uns gefordert hätte, doch wenigstens den letzten Liebesdienst selbst tun dürfen. Es hätte im Mutterarm, am Mutterherzen den letzten Seufzer ausgehaucht. Aber welche Vorwürfe hätten wir uns dann gemacht, wenn wir die günstige Reisegelegenheit unbenutzt hätten vorübergehen lassen! Nur der Gedanke, wenn es der liebe Gott hätte am Leben erhalten wollen, so wäre ihm dies auch auf der Reise ein Kleines gewesen, es zu tun, tröstete unser zagend, fragend Herz, das lange Zeit brauchte, bis es sagen konnte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt." Diese Stimmung gab denn auch Anlaß zu den nachfolgenden Versen, die statt einem Blümlein auf unseres lieben Kindes Grab niedergelegt wurden:

Monrovia! Du Ort, da meine Taube
Die Schwingen ausgereckt
Und aus dem Erdenstaube
Zur Heimat sich gestreckt,
Du bist ein Ort der Klage
Um mein geliebtes Kind,
Bis ich an jenem Tage
Es einstmals wiederfind'.
O Afrika! Du Land der vielen Tränen,
Wann reift die Saat heran,
Die unter Schmerz und Sehnen
Die Boten all getan?
Wann wird der Schatten weichen
Von deinen Völkern all'n,
Und unterm Friedenszeichen
Das Lied des Lamms erschall'n?
Jerusalem! Du Stadt am gläsern Meere
Aus Golde rein und klar,
In dir wird einstmals helle,
Was dunkel hier uns war;
In dir fließt keine Zähre
Von unsern Augen mehr,
Und Weiß und Schwarz bringt Ehre
Dem Lamme, mild und hehr.
Elisabeth! Mein Kind voll sel'ger Wonne
Wohnst du dort oben schon;
Dir leuchtet Gott als Sonne,
Du nahst zu seinem Thron;
Der treue Freund der Kleinen,
Er drückt dich an sein Herz.
Er still' auch unser Weinen
Und führ' uns himmelwärts!

Wir waren in unser liebes Keta zurückgekehrt und hatten dort unsere gewohnte Arbeit wieder aufgenommen. Jedoch fühlte sich mein lieber Mann nicht so frisch, wie er sich gewünscht hätte nach sechswöchentlichem Aufenthalt im schönen Amedzowe. Er hatte öfters Fieber und mußte seine Schularbeit manchmal eine ganze Woche aussetzen. Doch ging es ihm zu Ende des Jahres wieder besser.

Zu unserer großen Freude schenkte uns der liebe Gott einen Ersatz für unsere liebe heimgegangene Elisabeth, ein kräftiges, liebliches Töchterlein. Freude und Dank erfüllte unser Herz ob dieser köstlichen Gottesgabe, und alle Geschwister freuten sich mit uns unsres neuen Glücks. — Es war nur noch zwei Tage bis Weihnachten, und mein lieber Mann wollte mit Schwester Lottchen, die liebreich mithalf, wo es etwas zu helfen gab, die Christbescherung für die Kinder zurüsten. Doch der liebe Gott hatte uns einen andern Weihnachtsabend bestimmt! Die liebe Kleine wurde in der Nacht krank und weinte sehr viel. Gegen Morgen bemerkten wir mit Schrecken, daß der entsetzliche Kinnbackenkrampf, der hier an der Küste leider sehr häufig vorkommt,

begonnen hatte. Wir schrieen zum Herrn um Hilfe, als wir das arme Kindlein so unaussprechlich leiden sahen; als es aber immer schlimmer wurde und der Krampf fast nicht mehr aussetzte, da konnten wir nur noch den Herrn bitten, daß er unser Lämmlein doch bald aus diesem Jammer erlösen und zu sich nehmen möge. Noch acht Stunden mußten wir es leiden sehen, und mein lieber Mann vollzog unter Tränen in Gegenwart unserer Hausgenossen und etlicher Christenfrauen aus der Stadt die heilige Taufe. Von da an wurde die kleine Kranke etwas ruhiger, aber auch so schwach, daß man es kaum bemerkte, als sie den letzten Atemzug tat. Das war am 24. Dezember, nachmittags 1 Uhr. Noch am selben Abend, etwa um die Zeit, wo man in der deutschen Heimat die letzten Vorbereitungen zur Christbescherung vollendet, trug man unser Kindlein hinaus, den letzten Erdenweg. Als dann mein lieber Mann tiefbetrübt vom Friedhof zurückkehrte, da setzte er sich mit unserer teuren Schwester Lottchen zu mir ans Bett, und das war unser heiliger Abend! Er hat uns gewiß auch einen Segen gebracht, wenngleich derselbe anderer Art war, als wir dachten.

Die Schüler und unsere Hauskinder hatten wir mit der Bescherung auf den folgenden Abend vertröstet, und sie verstanden es auch, daß mein lieber Mann keinen Christbaum geschmückt hatte, und freuten sich in stiller Weise ihrer Gaben. Zwei schöne Transparente waren aufgestellt und beleuchtet, dazu brannten mehrere Lampen und Lichter. Dann las und erklärte mein lieber Mann die Weihnachtsgeschichte, während Schwester Lottchen das Harmonium spielte und Lehrer Benjamin das Schlußgebet sprach. Alle 24 Kinder kamen dann auch zu mir ans Bett, reichten mir die Hand und dankten für die Gaben. Als ich sie fragte, ob sie sich nun an ihren Geschenken freuten, da antworteten sie treuherzig: „Ja, aber nur halb, weil ihr so traurig seid!“ Meine beiden Hausmädchen aber überreichten mir ein Paket, in dem sich von ihnen selbstgefertigte Arbeiten, ein Kaffeewärmer und eine Schürze, befanden. Die kleinen Briefchen, die dabei lagen, lauteten: „Unserer lieben Aweno ein kleines Geschenk zum Weihnachtsabend, von ihren sie liebenden Kindern Marie und Henriette.“

Nicht die Geschenke, aber die Liebe, die sich in denselben ausdrückte, tröstete mein betrübtes Herz und war wie ein linder Balsam auf die blutende Wunde, die uns geschlagen. Zugleich aber war sie uns auch ein Angeld darauf, daß das Opfer, das der Herr von uns und von vielen andern Missionsgeschwistern um Afrikas willen schon gefordert hatte, nicht umsonst gewesen, sondern daß es Früchte tragen werde zu seiner Zeit. Unsere liebe Schwester Lottchen, die mich und das Kindlein so treu

verpflegt hatte, litt am meisten mit uns, und es war ihr solch ein tiefer Schmerz, daß sie mir einmal sagte: „O wie gerne wollte ich mein Leben geben, wenn du dann dein Kindlein wieder hättest!" Ach, auch dieses Opfer forderte der Herr. Mitten aus der Arbeit heraus, nach fünf schweren Leidenstagen, wurde sie abgerufen zur ewigen Ruhe, tiefbetrübt zurücklassend ihre inniggeliebte Schwester Hedwig und uns Missionsgeschwister, die wir bis zur letzten Stunde hofften, der Herr werde sie wieder gesund machen. Ein Jammerschrei ging auch durch die Reihen unserer Christen, als sie von Schwester Lottchens Heimgang hörten, und sie kamen, wie dort bei der Tabea, und rühmten ihr nach: „Mir hat sie meine schrecklichen Wunden verbunden, mich hat sie in schwerer Krankheit verpflegt, mein Kind hat sie unterrichtet und nähen gelehrt, und das meinige hat sie zum Heiland geführt." Wie ein Traum war es uns, daß sie, die eben noch liebend und dienend unter uns weilte, nun nicht mehr hienieden sein sollte, doch gönnten wir es ihr von Herzen, daß sie nun bei ihrem Heiland sein durfte, den sie so innig geliebt, und daß sie die Ihrigen wiedergefunden, nach denen sie sich so oft gesehnt hatte.

Von ihrem Begräbnis hinweg mußte sich mein lieber Mann an einem heftigen Fieber legen, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Alle Arznei und alle angewandten Mittel, die uns auf telegraphischem Wege vom Arzt geraten wurden, konnten das Fieber nicht brechen, so daß wir uns auf das schwerste gefaßt machen mußten. Sechs Nächte hindurch wachten die lieben Geschwister mit mir an seinem Bette, und auch unsere Christen taten, soviel sie konnten, für ihn. Die Frauen bereiteten würzige Kräuterbäder und schickten stets frische Eier aus der Stadt, ein Mann eilte von Anyako herüber und bat, daß er Landesmedizin, die ganz bestimmt helfen werde, kochen dürfe, und unsre Hausknaben, die gerade in den Ferien waren, kamen drei Stunden weit her, um ihren Aweto noch einmal zu sehen, ehe er sterbe. — Auch mein lieber Mann machte sich bereit und ordnete alles an, wie es nach seinem Heimgang gehalten werden sollte, und unter Tränen nahmen wir Abschied voneinander. Doch durch Gottes Güte wurde er mir aufs neue geschenkt. Ganz langsam begann das Fieber zu sinken, und damit kehrte auch der Schlaf wieder. Doch war er so schwach, daß die Brüder befürchteten, er könne einen erneuten Fieberanfall nicht überstehen, und darum rieten sie uns, wir möchten den nächsten heimkehrenden Dampfer benutzen und in die Heimat zurückkehren. Dieser war aber schon angemeldet, und so mußten wir uns in anderthalb Tagen reisefertig machen. Wir taten es schweren Herzens, doch voll Lob und Dank darüber, daß es uns vergönnt war, miteinander

heimzukehren. Wohl war mein lieber Mann noch sehr schwach, und er mußte die wenigen Schritte von unsrem Hause bis zum Strande in der Hängematte getragen werden; aber er fühlte sich von der herrlichen Seeluft bald so gekräftigt, daß er nach zehn Tagen wieder allein gehen konnte, und als wir in der Heimat anlangten, da war er fast ganz genesen.

Wenn man nun bedenkt, daß all das, was in den vorstehenden Zeilen erzählt ist, sich in einem Zeitraum von zwei und einem halben Jahre zugetragen hat, dann werden die lieben Freunde sich gedrungen fühlen, fürbittend aller zu gedenken, die ihre Arbeit im Todeslande Afrika haben, und sie werden auch die Ueberschrift und die darin ausgesprochene Bitte nicht für unberechtigt halten:

Soll's uns hart ergehn,
Laß uns feste stehn!

II.

Ein Jahrzehnt ist darüber hingegangen, seit vorstehende Zeilen geschrieben wurden, und wir lernen noch an derselben Lektion, ja, es deucht mich, als werden die Aufgaben schwerer und größer, die uns unser himmlischer Erzieher aufgibt. Es ist nicht beim Versanfang geblieben: „Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehn," sondern wir sollen weiter lernen: „Laß uns in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen," damit wir einmal auch zum Schlusse durchdringen können: „Denn durch Trübsal hier geht der Weg zu dir." Doch gereicht es uns zum Troste, daß — wie ich kürzlich in einem Buche von F. B. Maier las — „seitdem Jesus in Gethsemane gelitten hat, die königliche Landstraße, die nach dem neuen Jerusalem führt, durch diesen Ort gegangen ist" und wir hoffen dürfen, auch auf dieser Straße zu pilgern.

Ueber die beiden ersten Kindlein, die als „Saat der Mohren" in Afrikas Erde gebettet wurden, hat uns Gott getröstet, indem er uns zu dem später in Europa geborenen Söhnlein auch in Afrika wieder Elternfreude schenkte durch die Geburt eines gesunden Töchterchens, das die ersten zwei Jahre seines Lebens im heißen Keta zubrachte und trotz manchem Fieber uns erhalten blieb. Diesem Töchterlein folgte vier Jahre später in Ho wieder eines, das auch fast zwei Jahre in Afrika bleiben konnte, obwohl es — besonders im ersten Halbjahr — sehr schwer krank war, so daß wir es schon dem Herrn wieder zurückgegeben hatten, als er es uns aufs neue schenkte. Als ein Geschenk aus seiner Hand haben wir dies Kind auch in besonderer

Weise ansehen dürfen, da das Heimweh nach den beiden in Europa zurückgebliebenen Kindern uns oft das Herz beschwerte. Als es uns am 7. September 1903 geschenkt wurde, da war es ein gesundes, kräftiges Kind. Aber schon nach 12 Tagen kam die schwere Krankheit, so daß es am 30. September die Nottaufe erhielt. Der Ausdruck „Nottaufe" stimmte diesmal in besonderer Weise, denn Not war auf allen Seiten. Nicht nur, daß ich selbst noch an Venen-Entzündung zu Bett liegen mußte und mein todkrankes Kindlein nur notdürftig versorgen konnte, auch die andern Missionsgeschwister waren mit Arbeit so überbürdet, daß mir die nun inzwischen selig heimgegangene Frau Knüsli einmal sagte: „Wenn man uns vorher gesagt hätte, was alles an uns herankäme, wir hätten geglaubt, es nicht durchmachen zu können, aber nun hat Gott von Tag zu Tag hindurchgeholfen." Dabei war es mir aber doch, als sei ihr silberweißes Haar noch um einen Ton weißer geworden, oder war es nur, weil das liebe mütterliche Gesicht so blaß geworden war?

Also an jenem 30. September schien es uns, als wolle der Herr unsern Liebling zu sich nehmen, und da auch bei Geschwister Dettmann Not war und mein lieber Mann dorthin zu Hilfe gerufen wurde, bat ich ihn, unser Kindlein vorher zu taufen, falls es der Herr in seiner Abwesenheit heim hole. Schnell war an meinem Bett das Nötige zur heiligen Handlung bereit gestellt, und während draußen ein heftiger Tornado tobte und das Geheul des Windes sich mit dem Grollen des Donners und dem Plätschern des herabströmenden Regens mischte, Blitz auf Blitz herniederzuckte und die Palmen vor dem Hause sich fast bis zur Erde neigten, erhielt unser liebes Kind die heilige Taufe und den Namen seines ältesten, so früh vollendeten Schwesterchens, Elisabeth. Fräulein Illg und Missionar Funke waren Taufzeugen, nebst unsern weinenden Hauskindern; dann nahm der Vater Abschied von seinem, wie es schien, sterbenden Kindlein, um im andern Hause zu helfen, wo denn auch am selben Abend noch das erste Söhnlein geboren wurde, das Gott den armen Eltern schon am heiligen Abend wieder abforderte.

Aber noch eine andere Not umgab uns. Am Geburtstag unserer kleinen Elisabeth wurde der Bruder des Hokönigs, der als Gefangener in Misahöhe einen Fluchtversuch machte, von den ihn verfolgenden Soldaten, da er auf dessen Haltruf nicht hörte, erschossen. Darüber war der Hokönig mit seiner ganzen Familie furchtbar entrüstet und wir mußten fürchten, daß es zu einem Aufstand gegen die Regierung komme, und wie würde es da uns Missionsleuten ergehen? Heimlich berieten die Geschwister — da ich von der Gefahr nichts wußte — wie

sie mich und das einen Tag alte Kindlein fortbringen wollten, da es ja nicht sicher war, ob man Hängematträger bekommen hätte in diesem Fall. Schauerlich tönten die Antilopenhörner, das Schießen und Trommeln aus der Königsstadt Dome ins Missionshaus, als der König sich eines Tages von den früher unter seiner Oberhoheit stehenden Stämmen den Eid der Treue leisten ließ. Unsere Schüler baten, daß man sie heim lasse, da wir sie nicht gegen die Wütenden zu schützen vermöchten. Mein Mann legte sich ins Mittel und versuchte, den König zu besänftigen, indem er sich anbot, mit der Regierung zu verhandeln. Seiner Vermittlung und dem weisen Eingreifen des später hinzugekommenen Bezirksamtmanns hatten wir es, nächst Gott, zu danken, daß die Sache mit Geld beigelegt werden konnte, da es sich herausgestellt hatte, daß man an dem Erschossenen Zeichen geistiger Gestörtheit schon vor seiner Flucht bemerkt hatte.

Aber einmal standen die Adakluer drei Tage in voller Waffenrüstung am Flusse Kalakpa, um gegen die Hoer loszuschlagen, und zwar während der Abwesenheit Bruder Dettmanns und meines Mannes, so daß wir Frauen mit dem jungen Bruder Funke allein auf der Station waren, und dabei hatten wir nicht einmal eine Flinte im Haus! Aber wir hatten einen starken Kriegsherrn über uns, der auch diesmal das Wort erfüllt hatte: „Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn wie Wasserbäche, und er lenket es, wohin er will." Der König schlug nicht los, und wir hörten erst einige Tage nachher von der Gefahr, in der wir geschwebt hatten. Aber die Feindseligkeiten von seiten der Königsfamilie dauerten noch lange fort, ja, sie verbündeten sich untereinander, daß keiner aus der Königsstadt etwas für den Weißen tun dürfe, etwa eine Last von der Küste holen oder sonst etwas. Wir hatten lange Zeit Not, Träger zu bekommen, die uns unsern Proviant, Schulsachen und Arzneien von der Küste holten; ja, es kam vor, daß es ein Vierteljahr anstand, bis eine in Lome gelandete Last in unsern Besitz kam und dann noch auf Umwegen und oft mit doppeltem Lastenlohn.

In jener Zeit war es auch, daß der Scharfrichter des Königs, der um eines Doppelmords willen jahrelang in Gefangenschaft gewesen war, eine unheimliche Gestalt, unter den Mangobäumen, die am Eingang zum Missionsgehöfte stehen, erschien, sich mit seinem Fetisch-Schweif aufstellte und diesen mit allerlei Zauberformeln über seinem Haupte und dann wieder gegen die Missionshäuser schwang. Bruder Funke, der dies beobachtet hatte, wollte einige Schüler hinschicken, daß sie ihm mitteilten, was der Scharfrichter spreche, aber die Jungen weigerten sich, hinzugehen, aus Furcht vor des Mannes finsterer Kunst. Da ging Bruder Funke selbst hin, aber er sagte nachher, es

habe ihm auch gegraut, als er in die verzerrten Züge des unheimlichen Mannes geblickt habe.

Und doch, auch diese Flüche und Verwünschungen durften uns nichts anhaben, im Gegenteil, Gott machte es, daß ein anderer Fetischpriester, auch ein Großer im Reich der Finsternis, anfing, die Gottesdienste zu besuchen und dann drei Jahre nachher um die Taufe bat, die ihm auch auf seinem letzten Krankenlager noch zuteil wurde. Einer unserer Lehrer schrieb damals, wenn man ihm in seiner Jugend gesagt hätte, dieser berüchtigte Fetischpriester werde noch Christ, dann hätte er es nicht geglaubt, und selbst dann nicht, wenn der Prophet Jesaias gekommen wäre und es geweissagt hätte.

Ein anderes Mal war ich in großer Sorge um meinen lieben Mann, der nach Peki gereist war, um dort das heilige Abendmahl auszuteilen. Seine Rückkehr hatte er auf Freitag festgesetzt und mir auch durch einen nach Ho zurückkehrenden Schüler sagen lassen, daß er hoffe, am Freitag vormittag wieder daheim zu sein. Der Freitag kam, aber nicht mein lieber Mann. Als am Nachmittag ein heftiges Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen uns heimsuchte, da tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß er wohl in dem $1\frac{1}{2}$ Stunden von Ho entfernten Sokode beim Lehrer geblieben sei, um nicht in den Regen zu kommen. Aber der Abend kam und immer blieb der Erwartete aus. Am andern Morgen um 10 Uhr hätte er sicher da sein können, aber er kam wieder nicht und ich suchte mir einzureden, daß es in Sokode noch ein „Palaver" zu schlichten gegeben habe, und daß er darum noch einige Stunden verziehe. Es wurde wieder Nachmittag, da geht zwischen zwei und drei Uhr ein Hoffnungsstern auf; Golo-Kwasi, der Lastenträger meines Mannes, erscheint unter den Mangobäumen vor dem Tor. Fast kann ich es nicht erwarten, bis er vollends im Missionshause ist und seine Last abgestellt hat, dann muß er auch noch begrüßt und mit einem Trunk Wasser erquickt werden, so erschöpft ist er, ehe er reden kann. „Golo, wo ist der Aweto?" fragte ich endlich mit sorglichem Blick. „Der Aweto? Welcher Aweto?" fragt er zurück. „O Golo, sag mir's schnell, wo ist mein Aweto?" „Der Aweto, Häta? Ja, ist der denn nicht hier? Freilich muß er hier sein, muß schon gestern zum Mittag hier gewesen sein, er fuhr ja — brrr, wie ging das schnell — auf seinem Rad an mir vorüber." „Und wann war das, Golo?" „O, das war schon gestern vormittag um 9 Uhr, seither habe ich nichts mehr von ihm gesehen." Nun zog eine schreckliche Angst in mein Herz und alle die Drohungen, welche die Hoer in ihrer Erregung gegen die Weißen ausgestoßen, fielen mir ein. Der Regierungsbeamte, der damals in Ho war, hatte, wenn er auf seinem Rad saß,

unter seinem großen Tropenhelm eine entfernte Aehnlichkeit mit meinem lieben Mann. Und einer von der Königssippe hatte gesagt, „für meinen erschossenen Bruder muß ein Weißer bluten." Und da hatte jener Beamte gegen uns geäußert: „Der Weiße werde wohl ich sein." Nun fiel mir dies wieder ein und ich dachte, bei der schnellen Fahrt auf dem Rade könnten sie wohl meinen Mann für den Regierungsbeamten gehalten und meuchlings niedergeschossen haben. Ich konnte nur mein Herz vor dem Herrn stillen und ihn bitten, daß er meinen Mann behüten und glücklich heimbringen möge. Es hätte ja auch sein können, daß er mit dem Rade gestürzt wäre und nun irgendwo im Busch verwundet läge, aber dann hätte Golo-Kwasi ja an ihm vorüber müssen. Ich dachte an einen Streifzug und ging am Abend eben zu Frau Knüsli hinüber, um ihr meine Not mitzuteilen und sie um Rat zu fragen, da sehe ich plötzlich eine wohlbekannte Gestalt in der Ferne auftauchen und, o Wonne und Jubel, er ist's! Das Nähere des Wiedersehens brauche ich nicht weiter auszuführen, das weiß ein jeder selbst, welche Gefühle des Dankes und der Freude da das Herz durchziehen.

Und was war die Ursache der 30stündigen Verspätung? Mein Mann hatte sich, nachdem er etwa eine Stunde Vorsprung vor Golo-Kwasi hatte, auf den schmalen, vielverschlungenen Negerpfaden verirrt. Er fühlte plötzlich ein Hemmnis am Rad, es war, wie es sich nachher herausstellte, eine dünne, über den Weg gebundene Schlingpflanze, die zum Zeichen, daß dieser Weg kein Weg sei, angebracht war. Nun fuhr er auf dem falschen Weg weiter und weiter, und als dieser plötzlich aufhörte, stand er in dichter Wildnis und trostloser Einsamkeit und konnte den Rückweg nicht mehr finden. Oft meinte er eine Spur zu haben, aber wenn er ihr folgte, dann führte sie an eine sumpfige Stelle, wo die Antilopen und sonstiges Wild ihren Durst stillten. Da es in dieser Gegend auch Leoparden gibt, wäre ein Uebernachten im Freien keineswegs angenehm gewesen. Müde vom Umherirren setzte er sich endlich auf einen Baumstumpf und überlegte, was zu tun sei, denn das Gewitter, das auch uns in Ho betroffen, rückte drohend näher und näher; schon hörte man das Grollen des Donners. Durch die umliegenden Berge war eine Orientierung möglich, und so kam er nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schluß, wenn er direkt südlich gehe, müsse er wieder auf einen bekannte Weg stoßen. Unter Zurücklassung des Rades suchte er nun im strömenden Regen diesen Weg zu finden und traf mit anbrechender Nacht wieder in dem Orte — er hieß Konta — ein, den er morgens um 10 Uhr passiert hatte. Und da erging es ihm nun, wie dem Apostel Paulus auf Melite, Apostelgesch. 27, 8: „Die Leutlein aber erzeigeten ihm nicht

geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an und nahmen ihn auf um des Regens, der über ihn kommen war und um der Kälte willen." Ja, sie brachten ihm ein Landestuch, in das er sich hüllen konnte, damit seine eigenen Kleider am Feuer getrocknet werden konnten, und am andern Morgen schickten sie zwei junge Männer an die Stelle, an der nach meines Mannes Beschreibung das Rad im Dickicht stehen mußte und ließen es hertragen. So konnte denn im Laufe des Vormittags die Heimreise angetreten werden. Und die freundlichen Gastwirte waren nicht etwa alte Bekannte oder Christen, sondern Heiden, die es sich zur Ehre anrechneten, daß sie dem fremden Missionar diesen Liebesdienst tun durften, den man ihnen natürlich auch gerne belohnte.

Wer zwei Jahrzehnte seines Lebens in Afrika zugebracht hat, der kann in besonderer Weise sprechen: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet."

Nicht nur Krankheitsnot, mit der man ja sozusagen hier im Todeslande rechnet, auch die Errettung aus anderen Nöten macht beim Rückblick darauf dankbar.

Einmal hatten wir große Sorge um die Missionsstation, als der Buschbrand von drei Seiten her auf die Missionshäuser zukam. War an einer Stelle die Gefahr abgewehrt, dann züngelte die Flamme an einem andern Platz empor, legte sich platt über den ausgehauenen Weg und brannte lustig auf der andern Seite auf Missionsland weiter. Haushoch stand sie, nur noch wenige Meter von den Häusern entfernt, und nur die alten Mangobäume, gegen deren dichte, grüne Kronen sie nicht ankommen konnte, gewährten den Missionshäusern noch Schutz. Mein Mann und Bruder Funke kämpften vier Stunden gegen das Feuer an und kamen erst nachmittags gegen drei Uhr mit versengtem Haupt- und Barthaar zum Mittagessen, zu dem um zwölf Uhr gerufen worden war. Auch im Christendörflein Achlicha hatte die Flamme auf den Grasdächern Nahrung gefunden; 17 Hütten hatten Feuer gefangen, konnten aber mit Hilfe der Bewohner der heidnischen Hodörfer gerettet werden bis auf zwei, welche gänzlich abbrannten. Auch das eine Missionshaus hat bis heute die Stelle aufzuweisen, da aus dem Schindeldach ein metergroßes Stück herausbrannte. Rührend war es da, die Liebe und Teilnahme und Hilfe der Christen zu sehen. Die Schreiner waren die ersten, die mit ihrem Handwerkszeug sich einen Weg zur Brandstätte schlugen durch das Schindeldach, und dann bildete sich bald eine Kette hilfreicher Hände, die das Wasser hinaufreichten. Alte Mütterchen, die kaum mehr gehen konnten, schleppten ihren Topf Wasser aus ihrer Hütte herbei, da es sehr langsam ging, bis man aus dem 22 m tiefen Brunnen, der in der

trockenen Buschbrandzeit fast leer war, einen Eimer Wasser heraufgewunden hatte. Wie glücklich fühlten wir uns, nachdem die Gefahr vorüber war und der Schrecken sich gelegt hatte, in dem Gedanken, daß so viele freiwillig bereit waren, uns zu helfen, daß wir wirkliche, wahre Liebe hatten fühlen und sehen dürfen unter einem Volke, das erst hatte lernen müssen, Nächstenliebe zu üben.

Ein anderes Mal erlebte mein lieber Mann eine wunderbare Bewahrung, als eben jenes Dach, aus welchem das Stück herausgebrannt war, mit Wellblech gedeckt wurde. Die Schreiner taten die Arbeit und mein Mann sah von Zeit zu Zeit nach, indem er in den ans Haus angrenzenden Garten ging, um von dort aus einen Ueberblick über das Dach zu haben. Zwei Schreinerlehrlinge hoben als Handlanger die Wellblechplatten hinauf. Plötzlich rief einer: „Aweto, Aweto, dort hängt eine Schlange, eine sehr giftige." Schnell holte mein Mann eine Flinte und schoß sie herab, und erst dann kam uns zum Bewußtsein, in welcher Gefahr er geschwebt hatte. Es war die giftige Puffotter, welche ihr Gift ihrem Opfer in die Augen spritzt, was unheilbare Erblindung zur Folge haben kann. Wohl zwanzigmal war mein lieber Mann unter diesem gefährlichen Feind weggegangen, der an einem Gebüsch am Wege hing, um auf Vögel zu lauern. Wir kennen verschiedene Eingeborene, die das Augenlicht durch das Gift dieser Schlange verloren haben, darum erfüllte inniger Dank unser Herz beim Erkennen der Gefahr und der gnädigen Bewahrung Gottes darin.

Und wie manchesmal haben wir Gottes Hilfe in der Not in Krankheitszeiten erfahren dürfen, nicht nur bei uns selbst, sondern auch an den Krankenbetten lieber Mitarbeiter; ja, wir dürfen aus eigenster Erfahrung heraus bekennen: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet." In welch gefährlicher Lage waren wir schon in solchen Zeiten; Menschenhilfe, d. h. die Möglichkeit, einen Arzt zu rufen, war nicht da, wir selbst unerfahren oder ratlos in manchen Fällen, und wie oft haben wir da seine wunderbare, helfende Hand verspüren dürfen. Und wenn er doch seine Wege ging, die höher sind als unsere Wege, und unsere Lieben sterben ließ, sollen wir denn als Christen nicht auch sprechen können wie die drei Männer im Feuerofen zu Nebukadnezar: „Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten, und wo er es nicht tun will, sollst du doch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren, sondern ihm vertrauen."

Damit wäre ich an der schwersten Erfahrung unseres Missionslebens angekommen, daß Gott auch uns, wie so manchen lieben Missionsgeschwistern, die Kindlein, die er uns geschenkt,

wieder abgefordert hat. Zwei Töchterlein sind uns geblieben, die andern erwarten uns drüben, wo alle Rätsel dieses Lebens gelöst werden. Drei Gräblein in Afrika, drei in Europa! Wieviel Liebe, wieviel Freude, wieviel Tränen bergen sie! Nur von den beiden letzten, die sich im Mai und Juli des Jahres 1907 über unsern lieben Kindern schlossen, möchte ich noch einiges erzählen.

Wir rüsteten uns zum Wiederauszug nach Afrika. Die ersten Kisten, die als Frachtgut gehen sollten, waren schon gepackt, die Kinder zum Teil schon in die Hände ihrer Pflegeeltern übergeben worden. Da befiel mich eine Rippenfell-Entzündung, die unsern Wiederauszug noch um vier Wochen verschob. In dieser Zeit wurde auch unsere liebe Mutter ernstlich krank, so daß wir unsere 3½ jährige Elisabeth, jenes Töchterlein, das in Ho die Nottaufe erhielt und das bei meiner Mutter seine Heimat finden sollte, wieder zu uns nahmen. Damals klagte Elisabeth — besonders nachts — über Schmerzen im Bein, da man aber nichts daran bemerken konnte, dachten wir nicht an etwas Ernsteres, fragten aber den Arzt. Dieser hielt es zunächst für die Folgen eines ungeschickten Falls, als ein kleiner Junge Elisabeth umgestoßen hatte. Als aber das liebe Kind nur noch mühsam gehen konnte, wurde sie ganz ins Bettlein gesprochen, wo sie meist glückselig spielte, jauchzte und sang. Aber schon nach fünf Tagen mußte uns der Arzt sagen, daß es wohl ein ernsteres Fußleiden sei und wir darum die Kleine ins Kinderspital nach L. zur Untersuchung bringen sollen. Nie werde ich diese Fahrt vergessen. Elisabethchen freute sich königlich, daß sie solch große Reise machen durfte, und fragte nur immer, ob dort, wo wir hingehen, auch Kinderlein seien. „O, ich freu mir so, daß ich mit darf," sagte sie noch auf dem Bahnhof, und als die liebe Hausfrau weinte, als sie auf ihres Vaters Arm vorbeigetragen wurde, da sagte sie ganz teilnahmsvoll zu ihr: „Mußt nicht weinen, ich komm ja wieder." Zuerst freute sie sich sehr an all dem Neuen, was die Reise bot, und daß sie ihren Bruder und ihre ältere Schwester auf der Durchreise in K. begrüßen durfte, aber zum Schluß war sie sehr müde und elend, so daß wir dankbar waren, als wir am Ziel waren. Dort folgte noch die Untersuchung im Operationszimmer, dann wurde sie mir von der pflegenden Schwester, die ihr die anderen Kinderlein zeigen wollte, vom Arm genommen; sie sah noch einmal fragend zurück, ob ich mitkomme, dann schloß sich die Türe zwischen unserm Liebling und uns. Und als sie sich nach drei Wochen wieder öffnete, da lag ein todkrankes Mägdlein auf seinem Schmerzenslager. Mein Mann war schon zehn Tage zuvor bei Elisabeth gewesen, um Abschied zu nehmen, da er auf Wunsch des Vorstandes allein nach Afrika reisen sollte, ich

durfte bleiben, um der lieben kleinen Kranken nahe zu sein. Meine Reise-Effekten wurden mir von Hamburg zurückgeschickt.

Dieses Wiedersehen werde ich nie vergessen. Zu müde und zu schüchtern, ihrer Freude, daß ich gekommen, Ausdruck zu geben, lag sie fast teilnahmslos da, bis alle fremden Menschen fort waren, dann legte sie ihr fieberheißes Händchen in meine Hand und ließ mich nimmer, nimmer los. Noch einmal mußte ich mich von dem lieben Kinde trennen, dann durfte ich es, tags darauf, mitnehmen zu meiner Freundin nach K., wo ich sie noch drei Tage selbst pflegen und ihr die süßen, jetzt so schmerzlich entstellten Kinderaugen zudrücken durfte. Während dieser Tage war ihre stete Frage: „Mamale, gehst du jetzt gar nie mehr fort, darf ich jetzt immer, immer bei dir bleiben," und die andere: „Wo ist's Papale?" Ach, der war ja weit, weit weg, schon acht Tage auf dem Meere, auf dem Weg nach Afrika. Wie schwer wurde ihm der Abschied von seinem Liebling, der freilich nichts davon ahnte, daß der Vater für Jahre, ja, für dies Leben Abschied nahm. Aber er ging ja den Weg des Gehorsams.

Die Gegenwart der beiden älteren Geschwister machte Elisabeth den neuen Aufenthaltsort gleich heimatlich; aber sie war doch zu krank, um viel Notiz von ihnen zu nehmen. Ich merkte, es wird nicht mehr lange gehen, das hohe Fieber und die stundenlang anhaltenden Blutungen aus Mund und Nase mußten ja die zarte Kraft erschöpfen. Ich fragte sie darum einmal: „Elisabeth, willst du zum lieben Heiland gehen," worauf ich ein fröhliches „Ja" zur Antwort erhielt. Nach einer kleinen Bedenkzeit fragte sie plötzlich: „Wer geht denn mit?" Und als ich ihr, da ich die Angst des kleinen Herzchens, wieder allein sein zu müssen, verstand, ihr antwortete: „Der liebe Heiland schickt dir ein Engelein entgegen, das bringt dich zu ihm," da neigte sie zuversichtlich ihr Köpfchen und legte sich getrost zum Schlaf zurecht. Am letzten Abend, als ich sie für die Nacht umgekleidet hatte, da sie tatsächlich in ihrem Blute lag und sie sehr erschöpft davon war, faltete sie plötzlich die kleinen Hände und betete:

„Jeden Schritt und jeden Tritt
Geh du, lieber Heiland, mit! Amen."

Ich dachte in meinem Herzen: „Ja, liebes Kind, es geht wohl den letzten Weg ins Todestal, aber mit diesem Begleiter wird dir's nicht fehlen." Und so kam es auch. Nach einer sehr schweren Nacht, da eine liebe Freundin mit mir an ihrem Bettlein wachte, bat sie am anderen Morgen: „Mamale, zu mir hersitzen, da auf den Stuhl," so daß sie mich immer sehen konnte, dann sprach sie mir noch ein Morgengebetlein nach und sagte auch: „Ich möchte heim zur Großmama." Sie schlummerte meistens,

bis sie, durch die Gliederschmerzen wieder geweckt, mit einem Jammerschrei erwachte. Ihre letzten Worte waren: „O, Mama, so weh, so weh.“ Ich nahm ihre Händchen in die meinen, ach, sie waren so kalt, schon todeskalt, da — ein unregelmäßiges Atmen, ein Hochhalten und Neigen des Köpfchens in meinen Armen — und meine kleine Dulderin hatte ausgelitten. „Gott Lob und Dank für die Erlösung,“ das war mein erstes Wort und blieb auch der Grundton meines Herzens in den ersten Wochen, ja, er ist's noch heute, wenn ich mir das Marterbild auf seinem Schmerzenslager vorstelle. Eine liebe Freundin unseres Hauses tröstete mich mit dem nachfolgenden, mir aus der Seele gesprochenen, selbstverfaßten Gedicht:

„Kleine Pilg'rin, darfst nun sicher rasten,
Deine Heimat hat dir Gott bestellt;
Frühe drückten dich des Leidens Lasten,
Kampf und Weh schon bot dir diese Welt.
Trübe lag es über deinem Morgen,
Daß der Mutterliebe goldner Strahl
Dir entfliehen sollt, und nur verborgen
Leis' sich noch ins Kinderherzlein stahl.
Der ins Leben einst dich hat gerufen
Und die Eltern reich dadurch erquickt,
Zog dich jetzt zu seines Thrones Stufen,
Hat auf ihre Tränen auch geblickt.
Dir erspart er alle Heimwehstunden
In dem schönen, großen Vaterhaus;
Ihnen heilt er liebend ihre Wunden,
Bis auch sie im Glauben ziehen aus.
Wann entfaltet an der Lebenssonne
Ihre Knösplein sie einst oben sehn,
Wird ihr Weinen dann in lauter Wonne,
Und ihr Schmerz in Jauchzen übergehn!“

Gotthilf, unser nun zehnjähriger Aeltester, der als erster Leidtragender an des fernen Vaters Stelle hinter dem Sarge ging, schmiegte sich nach der Beerdigung zärtlich an mich und bat: „Mama, mußt nicht weinen, hast ja mich noch,“ und sieben Wochen nachher gingen wir hinter seinem Sarge denselben Weg. Unwillkürlich suchten ihn meine Augen bei einer Biegung des Weges wieder an jener Stelle, da ich ihn hinter des Schwesterleins Sarg hatte gehen sehen, aber ach, es war keine Täuschung, kein böser Traum, nein, unfaßliche Wirklichkeit, er selbst lag im Sarge, wurde neben seinem Schwesterlein in die Erde gebettet. Telegraphisch wurde ich an sein Krankenlager gerufen und durfte ihn noch die letzten fünf Tage in einem sehr schweren Scharlachfieber pflegen. Er war fast immer bewußtlos in schrecklichen Fieberphantasien, nur ab und zu huschte ein glückliches Lächeln des Erkennens über sein Gesicht, und die Lippen lispelten: „Mama,“ oder ein anderes Mal fragte er: „Wo ist Tante Anna,“ oder buchstabierte, als ich ihn nicht gleich verstehen konnte, mit fragendem

Blick: „Papa.“ Als ich ihn einmal in einem klaren Augenblick unter Tränen fragte: „Gotthilf, willst du denn auch zu Elisabethchen, zum lieben Heiland gehen,“ da sagte er laut und bestimmt, als ob er in der Schule eine Antwort zu geben hätte: „Ja, sehr gern,“ und am letzten Tage, als er meine Mutter und Schwester und jene liebe Freundin, in deren Haus Elisabeth heimgegangen war, unter der Türe stehen sah, rief er ihnen zu: „Einen Gruß an alle.“

Ich klammerte mich fest an den Gedanken: Das kann Gott nicht tun, das wird er nicht tun, daß er uns den einzigen, hoffnungsvollen Sohn nimmt, schon um des Vaters willen nicht, der im Gehorsam nach Afrika gegangen ist; das kann Gott nicht zulassen, daß er nun eine Traurigkeit über die andere hat. Darum lag ich auch innerlich gebrochen, zerschmettert am Boden, als dann doch der Todeskampf begann. Seine fieberheißen Hände in den meinen, legte er sich zurecht zum letzten Kampfe, der wohl eine halbe Stunde dauerte, ein heftiges Zittern durchbebte die ganze Gestalt, und immer wieder rannen zwei große Tränen über die Wangen. Meine Mutter und Schwester, die der Ansteckung wegen unter der Türe standen, sangen ihm mit mir noch: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen,“ dann segnete ich ihn ein, zum letztenmal. Wir wissen nicht, ob er — da er ja immer bewußtlos war — es noch gehört und verstanden hat.

Er war in 25 Jahren der erste Schüler des Knaben-Instituts, der starb, darum wurde auch mein stilles Büblein an seinem Begräbnis geehrt, wie ein Großer dieser Erde. Alle 100 Mitschüler, sämtliche Lehrer und der Vorstand des Knaben-Instituts, die ganze Gemeinde, alle begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte. Sein Lehrer legte einen Kranz am Grabe nieder mit lieben, teilnehmenden Worten und schloß: „Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ Auch die Losung war so tröstlich: „Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und bringe dich an den Ort, den ich bereitet habe.“

Und was bleibt uns zu sagen übrig. Schwer, sehr schwer war es für den Vater in Afrika, als die erste Post, die er von Europa erhielt, ihm Elisabethchens Heimgang meldete, aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn mit der zweiten Post Gotthilfs Todesnachricht. Allein mußte auch er seinen Schmerz durchkämpfen, bis wir uns nach fünfmonatlicher Trennung, als ich auch nach Afrika zurückkehren durfte, gegenseitig helfen konnten, unser Leid zu tragen.

Der Weg zum Paradiese
Geht über Golgatha!

Im **Verlag der Norddeutschen Mission** sind erschienen:

Bremer Missions-Schriften.

Heft 1: Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft. 10 Pf.
„ 9: Bilder aus dem Alltagsleben der Togoneger. 10 Pf.
„ 13: Das Sühnebedürfnis der Heiden im Ewelande. 10 Pf.
„ 14: Morgenröte am Aguberge. 20 Pf.
„ 16: Meine Arbeit als Kaufmann im Dienste der Mission. 10 Pf.
„ 17: Die religiösen Vorstellungen der Eweer. 10 Pf.
„ 18: Maria Tolch. Ein Lebensbild aus der Schwesternarbeit in Ho. 20 Pf.
„ 19: Afrikanisches Frauenleben. 10 Pf.
„ 20: Anloga, eine Hochburg des Heidentums. 20 Pf.
„ 21: Akpafu. Ein Stück Kultur- und Missionsarbeit. 20 Pf.
„ 22: Wie kommt die Bekehrung eines Heiden zustande? 10 Pf.
„ 23: Christian Aliwodzi Sedode. Gedächtnisschrift eines Eweers. 20 Pf.
„ 24: Ein Gang durch das Arbeitsfeld unserer Mission. 20 Pf.
„ 25: Die Bedeutung der Mission für die deutsche Kolonie Togo. 10 Pf.
„ 26: 50 Jahre Missionsarbeit in Ho. 20 Pf.
„ 27: Ein Kranz auf die Gräber unserer Missionare. 20 Pf.
„ 28: Soll's uns hart ergehn. 10 Pf.
„ 29: Bedeutung d. Nordd. Mission f. d. Missionsleben Deutschlands. 10 Pf.
„ 30: Reste heidnischer Anschauungen in den Christengemeinden Togos. 10 Pf.
„ 31-34: Zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande. Heft 31: 25 Pf. Heft 32: 40 Pf. Heft 33: 40 Pf. Heft 34: 50 Pf.
„ 35: Die ev. Ewekirche in Südtogo. 10 Pf.
„ 36: Der Afrikaner. 15 Pf.
„ 37: Geschichte und Eigenart der Norddeutschen Mission. 15 Pf.

Schreiber, Bausteine zur Geschichte der Nordd. Mission.

Gesammelt zum 75jährigen Jubiläum. 106 Seiten, 13 Bildertafeln, 1 Karte von Süd-Togo. 1 *M.*

Müller, Geschichte der Ewe-Mission.

Dieses mit 108 Bildern und 8 Karten geschmückte, 288 Seiten umfassende Buch kostet geheftet jetzt nur 25 Pf., schön gebunden 50 Pf.

Schlunk, Die Norddeutsche Mission in Togo.

I. Meine Reise durchs Eweland.

Die neuste, reich illustrierte Schilderung des Standes unserer Arbeit. Preis, steif broschiert, 176 Seiten, nur 1 *M.*

II. Probleme und Aufgaben.

Eine Darlegung der inneren Entwicklung sowie der Wege und Ziele der werdenden Ewe-Kirche. 170 Seiten. 1 *M.*

Spieth, Die Eweer.

Schilderung von Land und Leuten in Deutsch-Togo. Das geschmackvoll mit 66 Bildern und 5 Karten ausgestattete Buch kostet nur 1 *M.*

Flugschriften der Hanseat.-Oldenb. Missions-Konferenz:

Hennig, Missions-Direktor. Zum Kampf um die Negerseele. 20 Pf.
Schreiber, Missions-Direktor. Die Negerseele und ihr Gott. 10 Pf.
Müller, Marine-Pfarrer. Was man erlebt, wenn man den Vorurteilen und Vorwürfen gegen die evangelische Mission nachgeht. 20 Pf.
Schlunk und **D. Hennig**, Aeußere und Innere Mission in ihrer gegenseitigen Beziehung.